

Putins Schreckensbild: Auf dem Petrograder Newski-Prospekt wird im Juli 1917 eine Demonstration blutig aufgelöst. Soldaten feuern in die Menge.

Foto Getty

och hat sich der Nebel über dem Aufruhr der Wagner-Truppen nicht vollständig gelichtet. Wie der Anführer einer Privatarmee den Marsch auf Moskau wagen konnte, weshalb ihm die Einnahme des russischen Hauptquartiers in Rostow so mühelos gelang und warum er auf seinem Weg nach Moskau kehrtmachte, bleibt auch Tage nach dem Aufstand schleierhaft. Doch werfen die Ereignisse ein Licht auf den gesellschaftlichen und politischen Zustand Russlands: Der Aufstand verlief in einem entpolitisierten Raum, er löste keine breite Solidarisierung unter den Soldaten oder in der Bevölkerung aus, zugleich traten in den ersten Stunden des Aufstands kaum Verteidiger des Putin-Regimes an die Öffentlichkeit. Selbst Ramsan Kadyrow, sonst der eifrigste Speichellecker des Kremls, blieb unsichtbar, bevor Putin selbst mit einer hölzernen Rede an die Öffentlichkeit trat.

Was für ein Unterschied zum letzten Aufstand, den Moskau erlebte, als am 19. August 1991 eine Gruppe, die sich selbst "Staatskomitee für den Ausnahmezustand" nannte, gegen den Präsidenten der Sowjetunion, Michail Gorbatschow, revoltierte. Die Moskauer gingen auf die Straße. Auf einem Panzer stehend, rief Boris Jelzin das russische Volk zum Widerstand auf. Der Putsch scheiterte.

Die Unterschiede zwischen 1991 und heute liegen auf der Hand: Prigoschins Aufstand enthielt keine erkennbare Herrschaftsalternative. Die Emotionen, die er auslöste, blieben in der atomisierten Gesellschaft Russlands unsichtbar und wirkungslos. Der Aufstand verweist auf den Verfall des Politischen. Während Russland in den Neunzigerjahren über vielfältige öffentliche und wissenschaftliche Reflexionsräume verfügte, ist es inzwischen zu einem gesellschaftsfreien Raum regrediert. Die einzigen Figuren, die auf dem Schauplatz zwischen Moskau und Rostow das Spiel bestimmten, waren der Herrscher, der Aufständische und eine Reihe von Höflingen und Militärs, die ihre Chancen kalkulierten. Es sind vormoderne Verhältnisse, die in mancher Hinsicht der "Smuta", der Zeit der Wirren zu Beginn des 17. Jahrhunderts, gleichen. Damals führte der Moskauer Staat einen langen Krieg gegen Polen-Litauen, während im Inneren verschiedene Machthaber und Prätendenten blutig um die Macht rangen. Das Land glitt in den Bürgerkrieg ab. In Moskau findet heute eine Archaisierung des Politischen statt.

Doch sind die Rollen, die damals und heute gespielt werden, übertragbar? Gleicht Prigoschin dem Kriegsherrn und ehemaligen Gefangenen Iwan Bolotnikow, der im August 1606 mit seinen Truppen nach Moskau zog, um dort die Eliten zu töten und einen "Volkszaren" wählen zu lassen? Von seinen Freunden verraten, wurde Bolotnikow von den Regierungstruppen besiegt, dann geblendet und ertränkt. Prigoschin hat durch die Vereinbarung mit Lukaschenko vorerst einen anderen Ausweg für sich und seine Wagner-Truppen gefunden. Zu den Rätseln der Geschichte seines Aufstands gehört es, dass eine - vermutlich nur temporäre - Einigung zwischen dem Herrscher und dem Aufrührer geschlossen werden konnte, nachdem Prigoschin bereits den Rubikon überschritten und Putin das Wort "Verrat" ausgesprochen hatte.

Prigoschin ist als Aufstandsführer nicht einfach einzuordnen. Er stellt eine merkwürdige Mischung zwischen einem Militärputschisten und einem volkstümlichen Aufrührer dar. Seine Machtposition verdankt er seiner Privatarmee, die über viele Jahre mit staatlichen Mitteln hochgerüstet wurde. Es entsprach Putins neofeudalem Politikansatz, neben der regulären Armee andere private Militäreinheiten entstehen zu lassen. Anstelle des staatlichen Gewaltmonopols trat so eine oligarchische Konkurrenz von Warlords, zu denen neben

Putschisten ohne Glück

Söldnerführer Prigoschin wollte seinen Aufstand mit dem Verweis auf Motive historischer Rebellionen in Russland legitimieren. Putin konterte mit einer Geschichtslüge.

Von Martin Schulze Wessel

Prigoschin unter anderen auch Ramsan Kadyrow mit seinen tschetschenischen Kämpfern gehört.

Klassische Militärputsche, wie sie für die Geschichte vieler südamerikanischer und südeuropäischer Länder typisch sind, kommen meist aus den Spitzen der Armee. Dafür gibt es in der russischen Geschichte kaum Beispiele: 1825 erhob sich in Sankt Petersburg eine Gruppe junger Offiziere in der ungewissen Zeit zwischen dem Tod von Zar Alexander I. und der bevorstehenden Vereidigung auf seinen Nachfolger Nikolaus I. Die Aufständischen nutzten das Interregnum, um die Einführung einer Verfassung und gesellschaftliche Reformen zu verlangen. So hofften sie, die Armee auf ihre Seite zu ziehen. Tatsächlich machten loyale Einheiten der Erhebung ein rasches Ende. Danach rechnete der Zar mit den Aufständischen ab: 579 am Aufstand Beteiligte wurden zur Verantwortung gezogen, einige gehängt, die meisten nach Sibirien verbannt.

Auch Prigoschin rechnete offenbar mit einer breiten Unterstützung aus der Armee, aber er selbst, in den Achtzigerjahren wegen Verbrechen inhaftiert, in den Neunzigern ein Gastronomie-Unternehmer, gehörte nicht zu ihren Eliten. Aus der Sicht der hohen Offiziere erschien er als Emporkömmling und Konkurrent. Selbstverständlich verfolgt er keine Freiheitsideale wie die Dekabristen, ebenso wenig verfügte er über ein konservatives Programm für Staat und Gesellschaft, wie es für viele Juntas typisch ist.

as einzige klar erkennbare Ziel von Prigoschins Aufstands bestand darin, die Autonomie der Wagner-Armee gegenüber den staatlichen Behörden zu verteidigen. In dem lang andauernden Machtkampf zwischen Sergej Schojgu und Prigoschin ging es zuletzt um den Anspruch des Verteidigungsministers, die Wagner-Truppen durch Verträge an den Staat zu binden. Damit verfolgte der Minister eine Ordnungsvorstellung, die im eklatanten Widerspruch zu Prigoschins Interessen stand: Während dieser sich in vormoderner Weise nur an den Herrscher gebunden sah und über seine Truppe frei verfügen wollte, strebte Schojgu eine Rationalisierung an: Prigoschin sollte sich mit seiner Armee in den Staat einordnen. Putin, dessen Politik des Teilens und Herrschens zuvor darin bestanden hatte, zwischen den Konkurrenten gleichen Abstand zu halten, unterstützte diesmal das Verteidigungsministerium. Der Konflikt um die Einordnung der Wagner-Truppen in die staatlichen Armeestrukturen bezeichnet die Bruchstelle mit Prigoschin.

Der Machtkampf machte etwas Allgemeines sichtbar: Staatliches Streben nach Vereinheitlichung und Zentralisierung stieß auf Autonomieansprüche. Dieser Gegensatz bezeichnet die Grundkonstellation in Volksaufständen, an denen die russische Geschichte reich ist. Mit seinen Videos bediente Prigoschin Kulturmuster, die für solche Erhebungen typisch sind: die Bezichtigung der korrupten Eliten, die den Krieg zur Selbstbereicherung führen, das Pochen auf bestehenden Rechten, der Hinweis auf die Verletzung einer Gegenseitigkeit zwischen dem Herrscher und dem Aufständischen.

Ein Schlüsselmotiv von Volksaufständen ist die Wiederherstellung von Gerechtigkeit. Dass Prigoschin das Vorrücken seiner Truppen auf Moskau als "Marsch der Gerechtigkeit" bezeichnete, klang in ausländischen Ohren skurril, doch handelte es sich um eine wohlüberlegte Sprachstrategie. Auch durch die Selbstinszenierung im Kreis einer scheinbar egalitären Kriegergemeinschaft und die vulgäre, mit Invektiven gespickte Sprache versuchte Prigoschin, sich in die Kulturmuster des Volksaufstands einzuschreiben. Damit hob er sich von der staatlichen Militärhierarchie ab, was ihm offenbar eine gewisse Popularität unter einfachen Soldaten und in weiteren Bevölkerungskreisen verlieh. So verdeckte Prigoschin, dass er selbst Teil der Elite und lange ein Günstling des angefeindeten Systems war. Trotzdem scheiterte sein Aufstand auch an der Indifferenz der Bevölkerung. Denn seinem Aufruhr fehlte die soziale Tragweite, die für die großen Aufstände in der russischen Geschichte typisch ist.

Der berühmteste Aufstandsführer, der Kosake Jemeljan Pugatschow, erhob sich 1773 gegen die Herrschaft Katharinas II. Er gab vor, der verstorbene Zar Peter III. zu sein, der durch ein Wunder den Mordversuch seiner Frau überlebt habe, die als Zarin Katharina II. den Thron usurpiert habe. In Pugatschows Volksaufstand sammelten sich die Bestrebungen ganz verschiedener Gruppen: die Unzufriedenheit von Kosaken, insbesondere der Jaik-Kosaken, denen die Freiheit genommen worden war, das Freiheitsstreben der Leibeigenen, die Hoffnung der Altgläubigen auf das Ende der staatlichen Verfolgung und der Widerstand der Baschkiren und anderer Völker, die sich gegen die Koloni-

sierung im Zarenreich wehrten. Erst 1774 konnten die Aufständischen durch eine Armee der Zarin geschlagen werden. Pugatschow wurde verhört, in einem hölzernen Käfig nach Moskau abtransportiert, auf Geheiß der Zarin zum Tode verurteilt und im Januar 1775 auf dem Bolotnaja-Platz hingerichtet. Katharina II. ordnete am 15. Januar 1775 die Umbenennung des Flusses Jaik in Ural an. Das Andenken an die aufständischen Jaik-Kosaken sollte ausgelöscht werden. Gegenüber der ungeheuren sozialen Tragweite dieser und anderer russischer Volksaufstände ist Prigoschins Erhebung eine Farce, die die Motive von Volksaufständen nur zitiert, aber keine über die eigenen unmittelbaren Interessen hinausgehende Programmatik hat.

Putin zog in seinen Videobotschaften einen anderen Vergleich. Er sprach am

24. Juni von einem "Schlag in den Rücken unseres Landes und unseres Volkes", der genau dem Schlag gleiche, "der Russland 1917 zugefügt wurde, als das Land den Ersten Weltkrieg führte". Er meinte den Aufstand des russischen Generals Lawr Kornilow, der als der Inbegriff des gescheiterten Militärputschs in die russische Geschichte eingegangen ist. Kornilow war ein höchst erfolgreicher Militär, der im Sommer 1917 einen Schlachtensieg gegen die Mittelmächte errungen hatte, als die russische Armee sonst nur Rückschläge einstecken musste. Zu diesem Zeitpunkt war der letzte Zar Nikolaus II. schon gestürzt, in der Hauptstadt Petrograd herrschte die "Provisorische Regierung" unter Alexander Kerenskij. Sie reformierte den Staat, versuchte ihn zu stabilisieren und führte zugleich an der Seite der Westmächte den Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn fort.

ngeachtet der militärischen und mentalen Erschöpfung des Landes befahl Kerenskij im Sommer 1917 eine letzte Offensive, die nach Anfangserfolgen in einem Desaster endete. Frustrationen an der Front und eine revolutionäre Gärung im Inneren prägten die Lage. Die radikalen Kräfte gewannen an Boden. Jetzt griff Kornilow in die Politik ein, wohl in der Absicht, die bestehende Ordnung zu stabilisieren. Er gab seinen Truppen den Befehl, auf Petrograd zu marschieren. Kerenskij sah den Vormarsch als Bedrohung seiner Regierungsmacht an und entzog Kornilow das Oberkommando. Es herrschte, wie der amerikanische Historiker Mark D. Steinberg schreibt, eine "merkwürdige Mischung von Konspiration und Konfusion". Kornilow verweigerte den Gehorsam und rückte weiter vor, doch seine Aktion scheiterte. Mit seinem Marsch auf Petrograd erreichte Kornilow das Gegenteil dessen, was er beabsichtigt hatte: Sein Vormarsch wirkte wie ein Katalysator für die Machtergreifung durch die Bolschewiki. Der Putsch war das Fanal für die Oktoberrevolution.

Putin zieht eine Linie von Kornilow zu Prigoschin. 1917 hätten Intrigen, Zankereien, politische Machenschaften hinter dem Rücken der Armee und des Volkes zum größten Schock, zur Zerschlagung der Armee und zum Zusammenbruch des Staates, zum Verlust riesiger Gebiete geführt. "Das Ergebnis war die Tragödie des Bürgerkriegs." Mit dem Schreckbild des Bürgerkriegs will der Präsident Akzeptanz für sein Regime gewinnen, in der eigenen Bevölkerung, aber auch international. Putin geht aber noch einen Schritt weiter und behauptet, durch den inneren Aufruhr 1917 sei Russland der Sieg im Weltkrieg gestohlen worden. Das ist eine Geschichtslüge, Russland war nach der gescheiterten Sommeroffensive in einer militärisch aussichtslosen Lage. Niemand konnte Russland einen Sieg stehlen, den es nicht mehr erringen konnte.

In den Deutungen des Konflikts zwischen der Wagner-Truppe, der Armee-Hierarchie und dem Präsidenten geht es auch um Schuldzuschreibungen. Prigoschins Klagen über vermeintlich ausbleibende Munitionslieferungen hatten vor allem diese Funktion. Putins Vergleich zwischen 1917 und 2023 hat eine ganz andere Dimension. Es handelt sich um eine antizipierte Dolchstoßlegende. Tatsächlich sind Russlands Aussichten im Krieg gegen die Ukraine heute nicht viel besser als die Lage von 1917. Für Putin würde ein Rückzug der russischen Besatzungstruppen aus der Ukraine eine Katastrophe für die eigene politische Legitimation bedeuten. Das Märchen vom "gestohlenen Sieg" wird Putin möglicherweise bald von sich selbst erzählen.

Martin Schulze Wessel lehrt osteuropäische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Liebesaffäre zwischen Gebäude und Metropole

Neue multifunktionale Hochhäuser verkörpern die Zukunft der Stadt / Von Ulf Meyer, Tokio

So könnte die Zukunft ostasiatischer Metropolen aussehen – ob sie es sollte, ist allerdings eine andere Frage: voller hochverdichteter Hochhaus-Cluster in privater Hand, "in denen Global Player leben, arbeiten und sich treffen". So jedenfalls lautet der Anspruch des neuen "Toranomon Hills Station Towers" in Tokio, entworfen vom Büro OMA. Dem Beitrag der etablierten, international tätigen Architekten für die wachsende Skyline steht im Westen der Riesenstadt der Kabukicho-Turm gegenüber, den eine junge japanische Architektin entworfen hat.

Beiden neuen Riesenhochhäusern gemein ist eine aberwitzige Mischung und Stapelung von Funktionen. Der Toranomon-Turm beherbergt nicht nur 730 Wohnungen, 200 Hotelzimmer und Tausende von Büroarbeitsplätzen, sondern auch einen Dach-Pool, eine Brauerei, einen Busbahnhof, zwei U-Bahn-Stationen, ein Gründerzentrum, eine Theaterbühne sowie Galerien und Restaurants mit Blick auf den Kaiserpalast. Die Form des Turms ist interessanter als seine generisch wirkende Vorhangfassade: Wie beim Sitz der Europäischen Zentralbank in Frankfurt auch umfassen zwei Barren ein Band in der Mitte. Der Nordtrakt ist an der Basis breit und oben schmal, der Südtrakt ist umgekehrt geformt.

Der Bauherr des Turms, Tokios bekanntester Immobilienentwickler Mori, hat schon eine ganze Hochhaus-Phalanx im Minato-Bezirk im Zentrum von Tokio gebaut. Der Turm vom Office for Metropolitan Architecture (OMA) verdichtet drei dieser Türme zu einer Wand aus Wolkenkratzern. Ein einziges Unternehmen besitzt und entwickelt einen ganzen Stadtteil in Tokio. Aber Mori wäre nicht so erfolgreich, wenn das Unternehmen nicht wüsste, wie man Grundstücke geschickt arrondiert und disparate Nutzungen zu dichten Paketen stapelt: Die Idee, Einzelhandel, Grünanlagen und Transportwege so in die riesigen Kultur- und Geschäftszentren zu integrieren, dass einfache Zugänge zu Fuß entstehen und die Nutzung von Privatautos ausgeschlossen wird, ist in einer schienengebundenen Stadt wie Tokio, in der hohe städtebauliche Dichte ohnehin alternativlos ist, sinnvoll.

Mori hat den neuen Vier-Türme-Bezirk in nur neun Jahren errichtet. Die ersten Schritte waren die Verlängerung der Straße Shintora-dori und der Bau eines neuen U-Bahnhofs. Ein Fußgängerdeck verbindet die Türme über die Straßen hinweg und führt geradewegs durch den Turm hindurch. Das mehrstöckige Netz aus Straßen, Bahngleisen und Gehwegen ist die Basis für die Hochhaus-Zitadelle darüber – strukturell ebenso wie wirtschaftlich.

In Tokio geht die alte Sechzigerjahre-Idee, Fußgänger und Fahrzeuge auf verschiedenen Ebenen der Stadt voneinander zu trennen, nicht mit öden, leeren Verkehrsflächen wie in den Entwürfen der Smithsons einher, dafür ist Tokio einfach zu dicht. Vielmehr nutzt ein steter Fußgängerstrom den schnellen Zugang zu U-Bahn und Einkaufsstraßen voller Läden und Restaurants. Riesige digitale Werbetafeln beleben den Raum visuell. Das "Station Atrium", ein dreistöckiger Raum mit Tageslicht, soll "die Menschen vergessen lassen, dass sie sich unter der Erde befinden", so der Architekt Shohei Shigematsu aus dem New Yorker Büro von Rem Koolhaas' OMA.

In der Spitze des 266 Meter hohen Turms befindet sich im 45. bis 49. Stockwerk ein "Node". Die große Halle dieses Knotens bietet Platz für 330 Zuschauer von Aufführungen, die "Bühneninszenierung und virtuelle Darbietung" miteinander kombinieren. Die angrenzenden Galerien blicken über einen Sky Garden hinweg auf einen Infinity-Pool. Er könnte zum Treffpunkt der reichen und schönen Tokioter werden, die südlich des Tenno-Palastes leben oder arbeiten und "Modenschauen und Gartenfeste" (Shigematsu) auf dem Dach des neuen Superhochhauses erleben möchten.

Der Toranomon-Turm ist das erste Großprojekt von OMA in Tokio. Er spiegelt die Sichtweise der Architekten wider, wie "kompakte Großstädte verschiedene urbane Funktionen in Hochhäusern konzentrieren können", so Shigematsu. Sein Node sei ein "hybrider und flexibler Veranstaltungsraum neuen Typs", der "eine unerwartete Liebesaffäre zwischen Gebäude und Stadt anregen soll".

Rem Koolhaas propagierte schon 1978 in seinem Manifest "Delirious New York" das Stapeln unzusammenhängender urbaner Funktionen, die - in austauschbare Türme gestopft – Urbanität erzeugen. Zumindest dachte der Journalist aus Rotterdam damals, dass Metropolen so funktionieren. Das Tokioter Hochhaus von OMA ist "Verbindungen gewidmet", sagt er – sowohl physisch als auch im Sinne der Förderung neuer Geschäftsnetzwerke in Räumen, die "multifunktional" oder gleich ganz funktionslos, aber sozial sind. Die urbane Aktivität an der Basis des Hochhauses soll sich vertikal wie ein Band ausdehnen". Das ist, nicht zuletzt wegen der isolierenden Wirkung von Aufzügen, jedoch schwer zu erreichen. Aber wenn das in Tokio nicht funktioniert, funktioniert es nirgendwo.

Durch einen Magnet in der Spitze eine Sogwirkung in ein Hochhaus hinein zu erzeugen hatte die junge Architektin Yuko Nagayama bei ihrem Hochhaus-entwurf, mitten im größten Rotlichtviertel der Welt, nicht zum Ziel. Im Kabukicho Tower, der von der privaten Eisenbahngesellschaft Tokyu, die sich auch im Unterhaltungsgeschäft tummelt, in Auftrag gegeben wurde, befinden sich Clubs und Konzertsäle in den Untergeschossen. Über einem breiten Sockel erhebt sich ein schlanker Turm mit 48 Stockwerken. In Nagayamas Turm sind über einem Großtheater mit 900 Sitzplätzen zwei Hotels 225 Meter hoch übereinandergestapelt, gekrönt von einem Hubschrauberlandeplatz. Am Fuße des Hochhauses hat die Architektin Bäume pflanzen lassen, eine Seltenheit im dichten Kabuki-cho-Viertel.

Das Leitmotiv Wasser findet sich in allen Fassaden des Hotel- und Unterhaltungskomplexes wieder. Nagayama hat sie mit weißen Tropfenmustern bedrucken lassen, die an die Zeit erinnern sollen, als das Geschäftsviertel Shinjuku noch ein Sumpfgebiet war. Die Punktraster im Glas reflektieren das Tageslicht je nach Winkel und lassen den Turm wie eine gleißende Fontäne wirken. Nagayama hat ihren Turm Benzaiten gewidmet, der buddhistischen "Göttin des Wassers". Das Kettengeflecht im Hotelfoyer wirkt wie ein Wasserfall, und auch das Wandkunstwerk im Theaterfoyer im 7. Stock imitiert Eiszapfen aus Aluminium. Wie Jean Nouvels Tour Sans Fins in Paris löst sich die weiße Spitze des Hochhauses zum Himmel hin visuell auf. Eine kastenförmige Turmkontur hat die Architektin vermieden und ihrem Haus stattdessen eine Zinnenkrone gegeben. Der Turm ist Japans erster von einer Frau entworfener Wolkenkratzer. Für Nagayama spielt das Geschlecht des Entwerfers keine entscheidende Rolle "die Persönlichkeit ist wichtiger", sagt sie im Gespräch.



Anklänge an die EZB: Toranomon-Turm von OMA in Tokio

Foto OMA NY